in Haus und Arbeit, der Laienchristen gemessen. Eine Ausführung und Deutung des Glaubensinhaltes wird zwar mit Interesse aufgenommen, aber eben erst zur Erklärung schon erkannter Werte, also erst in zweiter Instanz (und immer begleitet mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber der nicht ganz durchschaubaren intellektuellen Schlauheit). Die Beziehungen zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden sind Kontakte zwischen Gleichen, also zwischen Menschen in ähnlichen Lebenslagen, mit ähnlichen Anstrengungen. Die Gewohnheit der Situation ist die Garantie dafür, daß die Probleme und die Lösungen echt sind – und nicht Schaustücke mit fragwürdigem Wirklichkeitsgehalt. Die Vorkenntnisse aus dem eigenen Leben machen das Verhalten des Anderen deutbar und bewertbar. So erfaßt man instinktiv, in welchem Maße es sich um existentielle Entscheidungen handelt.
Praxisbezug, Wirklichkeitsgehalt, existentielle Betroffenheit sind unerläßliche Bausteine des christlichen Zeugnisses. Leute, die von ihrem Amt her oder kraft ihrer Funktion Werte und Lebensstrategien vermitteln wollen, können diese Schallmauer nicht durchbrechen. Sie werden immer mit dem Verdacht belastet, aus Berufspflicht zu dozieren – zu einer Zeit, wo Worte und Argumente allseits mißbraucht werden und dementsprechend ihre Glaubwürdigkeit verloren haben. Ideologen wie Kirchenleute sind Statisten oder vielleicht Verwalter des jeweiligen kulturellen Hinterlandes, nicht aber Träger der Konfrontation und der Verständigung zwischen Gläubigen und Ungläubigen.

Nur das Zeugnis kann Glauben wecken

Christen werden also teils nach ihrem Verhalten, teils ihrer eigenen religiösen Identifikation entsprechend in ihrer Umwelt als Gläubige akzeptiert. Es bleibt aber noch die Frage, woher sie die Legitimation und die Selbstsicherheit haben, sich als Christen auszugeben. Für viele existiert diese Frage gar nicht. Sie sind von Geburt an Christen. Ihre Zugehörigkeit ist für sie eine Selbstverständlichkeit, die noch nie in Frage gestellt worden ist. Die Zahl solcher Menschen nimmt allerdings mit der Säkularisation rapide ab. In der Atmosphäre der entschiedenen Zurückhaltung jeglicher Organisation gegenüber kann die formale Mitgliedschaft in der Kirche die notwendige innere Sicherheit nicht geben. Zum Tragen des Christseins sind enge menschliche, gemeinschaftliche Beziehungen unentbehrlich. Für manche waren diese in der Familie gegeben. Andere finden solche erst im späten Alter in christlichen Kleingruppen. Letztere geben außerdem die Gewähr, daß Ungläubige auch dann den Weg zu den Gläubigen finden können, wenn Institution und Organisation befremdend wirken*.

Gerhard Prieler

Haben Jugendzentren noch Zukunft?

Auf dem Hintergrund jahrelanger Erfahrungen in verschiedenen österreichischen Jugendzentren gibt der Autor zunächst einen kritischen Rückblick auf Konzept und Praxis der bisherigen Jugendzentrums-Arbeit. Da sich Situation und Selbstverständnis der Jugendlichen seit den 70er Jahren stark gewandelt haben, hält Prieler auch eine Weiterentwicklung der Jugendzentrums-Konzepte für notwendig und bietet dafür Anregungen. Obwohl der Beitrag zunächst die Situation in Österreich zugrunde legt, dürften die Bedenken und Anregungen auch für die Jugendarbeit in anderen Ländern hilfreich sein. red

Die im Titel gestellte Frage mag vielen, die Jugendzentren nur von ferne kennen, seltsam erscheinen. Schließlich gibt es diese Form der Jugendarbeit – zumindest im Bewußtsein der Öffentlichkeit – doch erst seit wenigen Jahren.

Tatsächlich fand der Boom der Jugendzentrums-Idee in den frühen 70er Jahren statt. Darüber hinaus existierte bereits davor eine Reihe von Jugendzentren, meist unter der Trägerschaft der Jesuiten oder der Salesia-

* Vgl. dazu: *A. Szennay – F. Tomka,* Kleine Gemeinschaften in der Kirche, in: Diakonia 9 (1978), S. 41–47; *T. Nyiri,* Christsein in Ungarn, in: kunst und kirche 2/1984, S. 83–89.

ner. Das Neue, das zu Beginn der 70er Jahre Eingang in die Jugendarbeit fand, war insbesondere die Idee der offenen Arbeit in Form des sogenannten „offenen Betriebs".

Zur Entstehung der Jugendzentren

In einer relativ geschlossenen Gesellschaft, die es zumindest partiell bis zum 2. Weltkrieg noch gab, genügte eine „geschlossene" kirchliche Jugendarbeit. Einige kennzeichnende Stichworte dazu: paternalistisch, getragen von Erwachsenen, meist von Kaplänen, autoritätsbezogen, fordernd, Schwerpunkt auf religiösen Inhalten. Es war nicht notwendig, Jugendlichen das Christentum sozusagen erst „schmackhaft" zu machen, sie zu einer bewußten Entscheidung für Christus und für die Kirche hinzuführen. Die Jugendlichen kamen ohnehin aus diesem Bezugsrahmen; durch Familie, Dorf und übriges gesellschaftliches Umfeld war hier bereits eine wichtige Vor-Entscheidung gefallen. Übliche Form war die Großgruppenarbeit (Heimstunde mit 20, 30 oder mehr Jugendlichen).

Nach dem Krieg erfolgte der Aufschwung der Gliederungsarbeit (Arbeiter-, Land-, studierende Jugend), die auch neue Arbeitsformen, vor allem die Kleingruppe, mit sich brachte. Als man Ende der 60er Jahre wahrnahm, daß auch mit dieser Form von Jugendarbeit viele Jugendliche sich nicht angesprochen fühlten, suchte man nach neuen Wegen, in an-sprechender Weise für die Jugendlichen dazusein, ihnen einen „Raum zur Selbstfindung zu eröffnen", der „als Experimentierfeld und Einübungsmöglichkeit in die (christliche) Lebensbewältigung gelten muß"[1].

So wurde 1972 auf einer gesamtösterreichischen Enquete über Jugendarbeit öffentlich festgestellt, daß Jugendgliederungen die breite Masse der Jugendarbeit nicht mehr abdecken können. Bestehen blieb der Anspruch, flächendeckend zu arbeiten, alle Jugendlichen anzusprechen. Diesen Anspruch sollten nun die Jugendzentren einlösen.

Nicht zufällig sprach man von „Vorfeldarbeit", die zum „Eigentlichen", zur Gruppenarbeit und vor allem zu einer intensiveren kirchlichen Arbeit hinführen sollte. Gleichzeitig gab es einige wenige Modell-Jugendzentren (Z 6 und Kennedy-Haus in Innsbruck), die sich offen gegen eine neue Form der kirchlichen Nachwuchsrekrutierung aussprachen und dezidiert ihre Arbeit als Diakonie, als selbstlosen Dienst an den Jugendlichen deklarierten.

Genau dieser Konflikt zwischen Verkündigung und Diakonie ist es, der die Geschichte der Jugendzentren wie ein roter Faden durchzog und durchzieht. Bereits 1972 nennt Gerhard Lang in seinem Grundsatzartikel über Jugendzentren in Jugend & Kirche „die bedeutendste und zugleich schwierigste" Frage „das Problem, ob die Arbeit kirchlicher Jugendzentren tatsächlich eine kirchliche sein kann". Dabei versucht er, die Kirchlichkeit vor allem über den Verkündigungsaspekt her zu legitimieren: „Wenn nun weiters etwa die Absicht bestimmend ist, einerseits jungen Menschen, denen der Dienst an den anderen um des Wortes Gottes willen bedeutsam ist, ein weites Arbeitsfeld zu bieten, andererseits jungen Menschen, die vom Milieu, von Vorurteilen, ja von der Erziehung her kirchenfern oder skeptisch eingestellt sind, ein allmähliches Hineinwachsen in eine solche Gemeinschaft junger Christen zu ermöglichen, wenn das so ist, können wir von annehmbaren Zielvorstellungen sprechen." Und fast nebenbei fügte er am Schluß noch hinzu: „Schließlich sei noch festgestellt, daß im Sinne christlicher Diakonie ein Dienst an der jungen Generation seitens der Kirche angemessen ist; nicht wertfrei und neutral, aber durchaus in der Absicht, konkreten, vor allem geistigen Notständen wirksam zu begegnen."[2]

Daß in diesem oft nicht lösbaren Spannungsfeld zwischen Hinführung zum Glauben und zur Kirche und dem bedingungslosen Dienst an der Jugend, das vielfach an der Person des Jugendleiters be- und verhandelt wurde, „das Experiment Jugendleiter" mancherorts vorschnell als „gescheitert" angesehen wurde, nimmt nicht wunder.

[1] *P.-M. Zulehner – R. Kruspel – R. Erhard,* Möglichkeit religiös-kirchlicher Sozialisation in „kirchlichen Jugendklubs", in: Jugend & Kirche, 5. Jg., März 1972, S. 9.

[2] G. Lang, Jugendzentren – Chancen und Grenzen, in: Jugend & Kirche, a. a. O., S. 8f.

Ursprüngliches Konzept

Das Konzept der Jugendzentrumsarbeit brachte, wie bereits angedeutet, neue Arbeitsformen mit sich:
- die offene Arbeit in Form des offenen Betriebs;
- verschiedene Animationstechniken;
- neue Formen offener Veranstaltungen.

Diese Arbeitsformen entsprachen sowohl dem Zeittrend als auch dem Stand der pädagogischen Diskussion. Den theoretischen pädagogischen Hintergrund der Jugendzentrumsbewegung stellte die emanzipatorische Pädagogik dar. Der Zeittrend läßt sich folgendermaßen charakterisieren: Die Zeit des Wiederaufbau-Wirtschaftswunders ist vorbei, es folgen die ersten Einbrüche (Erdölschock), die Fortschrittsgläubigkeit beginnt zu wanken. Gleichzeitig herrscht ein großer Optimismus unter der Jugend, die Welt verändern und mitgestalten zu können. „Nach dem Einschätzungsprofil haben die Jugendlichen ein starkes, zuversichtliches Selbstbewußtsein, sie sind optimistisch für sich im Moment und für ihre Zukunft, sie halten sich für ‚hoffnungsvoll'."[3]

Es ist die Zeit der 68er Generation, die mit viel Elan darangeht, verschiedene Gesellschaftsbereiche umzukrempeln. Grundziel dabei ist eine möglichst weitgehende demokratische Mitbestimmung der Betroffenen in allen Lebensbereichen. Auf den Universitäten wird die Drittelparität erkämpft, für Pflicht- und höhere Schulen in Österreich 1974 das „Schulunterrichtsgesetz" eingeführt, das den Schülern erstmalig gewisse gesetzliche Mitwirkungs- und Mitbestimmungsrechte einräumt. Es herrscht eine große Bereitschaft, vor allem bei Schülern, sich mit allen möglichen gesellschaftspolitischen Fragen auseinanderzusetzen. Ein konkreter Erfolg der Jugendorganisationen ist z. B. die Anerkennung des Zivildienstes im Jahre 1975.

Auch in der Kirche herrschen als Folge des Konzils Aufbruchstimmung sowie die Bereitschaft, sich gegenüber kirchenfernen Schichten mehr zu öffnen und in der Pastoral neue Wege zu suchen und auszuprobieren.

Die Ziele und Prämissen, die in dieser Zeit in der Jugendarbeit – zuerst im außerkirchlichen Bereich – entstanden, waren folgende:

1) Selbstverwirklichung, Ich-Findung;
2) offene Strukturen; dadurch sollten die Jugendlichen befähigt werden, in einer pluralistischen Gesellschaft mit offenen Strukturen sich zurechtzufinden;
3) Wahlfreiheit;
4) Autonomie, d. h., daß sich die Jugendlichen selbst Ziele setzen und Wege ausprobieren sollten, um diese Ziele zu erreichen;
5) kritisches Bewußtsein; wenn jemand sich genügend kritisches Bewußtsein erwirbt, würde er fähig werden, als mündiger, emanzipierter Mensch zu leben;
6) Kommunikation, Gruppe, Gemeinschaft[4].

Die drei Säulen[5], mit Hilfe derer diese Ziele und Prämissen in den Jugendzentren erreicht werden sollten, waren

1) Freizeitanimation,
2) Bildung,
3) Aktionen.

Sektor *Freizeitanimation* war für viele Jugendliche bei weitem anziehender als heute. Zwar gab es bereits verschiedenste, auch kommerzielle Freizeitangebote, doch konnten die Zentren durchaus mithalten und interessante Veranstaltungen usw. anbieten.

Bildung war in einer Zeit des Bildungsbooms, in der Wissenserwerb und gesellschaftlicher sowie beruflicher Aufstieg noch unmittelbar verknüpft waren, der vermutlich wichtigste Schwerpunkt in der Jugendzentrums-Arbeit. Gleichzeitig bestand bei vielen Jugendlichen die Hoffnung, durch ra-

[3] Bindung und Bindungsbereitschaft der Jugendlichen in den Großstädten des Ruhrgebietes – Folgerungen für die Jugendarbeit, Bericht Nr. 54 der kirchlichen Sozialforschung im Bistum Essen, in: Jugend & Kirche, 5. Jg., September 1971, S. 11.

[4] *W. Fritschi*, anläßlich der Studientagung der AG kirchlicher Jugendzentren: Jugendzentren in einer Krise?, Puchberg, Oktober 1982.

[5] Daneben gab es in den Erwartungen vieler kirchlicher Verantwortungsträger eine vierte Säule, nämlich die Bildung einer christlichen Glaubensgemeinschaft. Daß sich dieser Punkt, der nicht von allen in der Jugendarbeit Tätigen übernommen wurde, mit Zielen wie Autonomie natürlich ständig reibt, bekamen viele Jugendleiter bald zu spüren. Noch dazu, wo das Publikum, das die Jugendzentren bevölkerte, bevorzugt aus eher kirchenferneren Kreisen kam. Und für diese Personengruppen waren die Zentren – wenigstens teilweise – ja auch gedacht.

tionale Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Fragen beitragen zu können zu einer Veränderung der Gesellschaft. So gab es zum Beispiel im Studentenzentrum Linz 1971/72 15 Arbeitskreise mit 260 Teilnehmern, die sich mit Themen wie Strafrecht, Philosophie, Soziologie, Sozialwirtschaft, linke Strömungen in der Gesellschaft etc. beschäftigten; teilweise Themen, zu denen heute kein Jugendlicher mehr in ein Zentrum zu „locken" wäre. So schrieb auch Prof. Klostermann im Zusammenhang mit der studierenden Jugend von einem „außerordentlich starken rationalen Zug, der in außergewöhnlicher Schärfe die Wahrheitsfrage stellt, der alles hinterfragt, der mit einer unerhörten Radikalität nach dem ‚Warum' fragt, nach dem Sinn"[6].

Der Bereich der *Aktionen* war demgegenüber eher bescheiden.

Diese drei Säulen, die dem gängigen Jugendzentrums-Konzept entsprachen, jedoch nicht für jedes einzelne Zentrum in gleicher Weise zutrafen, waren so lange trag-fähig, so lange die gesellschaftlichen Bedingungen in etwa dieselben blieben.

Gesellschaftliche Umbrüche und ihre Auswirkungen auf die Jugendzentren

In den letzten fünf oder mehr Jahren kam es zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandlungen, die sich auf das Lebensgefühl und die Bedürfnisse sowie Interessen vieler Jugendlicher stark auswirkten:

- der Optimismus der frühen 70er Jahre erlahmte endgültig, nachdem der Marsch durch die Institutionen irgendwo im Dschungel der Bürokratie steckengeblieben und versandet war.
- Viele Engagierte mußten resignierend feststellen, daß das Beharrungs- und Integrationsvermögen der Institutionen um ein Vielfaches höher war, als man angenommen hatte[7].
- Zudem kam es zur kontinuierlichen Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage und infolgedessen zu einer Verschärfung und Verknappung der Arbeitsplatzsituation. Der Druck in den Schulen, mit seiner Ausbildung baldmöglichst fertig zu werden und außerdem bestmögliche Noten zu erlangen, um so vielleicht doch noch den vorletzten Arbeitsplatz zu bekommen, wuchs. „Hauptsache durchkommen", „nur die Matura hinter mich bringen", solche oder ähnlich lautende Aussagen bekam ich im Jugendzentrum immer wieder zu hören. Auch am Arbeitsplatz nahm der Druck zur Anpassung sowie zur Leistung zu, die Drohung mit der Kündigung zieht meistens.

Auch im Bereich der Jugendszene änderte sich einiges:

- Das Angebot der kommerziellen Freizeitindustrie erreichte inzwischen ein exorbitantes Ausmaß. Typisches Beispiel: eine Disko, die sich heute am Markt durchsetzen will, braucht nicht nur einen guten Discjockey, sondern neben einer technisch ausgefeilten Lichtanlage mit Zerhackern, Trockennebel auf der Tanzfläche und nach Möglichkeit Videocassetten auch eine Riesenleinwand, um die Band nicht nur akustisch, sondern auch optisch auf die Bühne zu zaubern. Das Repertoire reicht schließlich bis zu Banken, die ein teilweise qualitativ hochwertiges und sehr ansprechendes kulturelles Angebot manchmal fast zum Null-Tarif, meist jedoch zum Konsumieren bereitstellen.
- Zudem gibt es heute auch ein vermehrtes Angebot an nichtkommerziellen Freizeiteinrichtungen. So bestehen derzeit in Linz beispielsweise über 10 Jugendzentren. Hierher gehört auch, daß teilweise Schulen Freizeitfunktionen übernehmen (Freigegenstände wie Theaterspiel, Schach etc.).
- Hinzu kommt, daß der Trendwechsel, d. h. was jeweils „in" bzw. „out" ist, heute (mit Hilfe der Ankurbelung der Freizeitindustrie) viel schneller vor sich geht. Und bei dieser Kategorisierung rangieren Jugendzentren derzeit sicher unter „out".
- Parallel zur gesellschaftlichen Situation kam es auch in der Kirche zu einem weitgehenden Reformstopp, teilweise zu einer

[6] *F. Klostermann*, Gedanken zur Jugend und zu den Konsequenzen für die Jugendpastoral, in: Jugend & Kirche, 5. Jg., Dezember 1971, S. 3.

[7] Ich habe es selbst erlebt, wie enttäuscht wir allesamt waren, daß, nachdem wir endlich „unser" Schulunterrichtsgesetz (SCHUG) hatten, sich an den Schulen so gut wie fast nichts änderte. Im Gegenteil, denn unsere Kraft zu kämpfen schmolz dahin, hatte uns doch der „Gegner" einen kleinen Knochen hingeworfen, der sich jedoch in der Praxis meist als Gummi-Knochen entpuppte.

Rücknahme von Reformansätzen, zu einem Rückzug auf traditionelle Positionen. Die Jugendarbeit allgemein wird vielfach wieder stärker an die Kandare genommen, wobei offene Jugendarbeit naturgemäß am meisten in Frage gestellt wird. Denn inzwischen wurde klar, daß dabei für die Kirche im Sinne einer Nachwuchsrekrutierung wenig herausschaut. In ihrer Kritik fühlen sich viele auch bestätigt durch das Anwachsen der nicht-„kirchenamtlichen" Jugend, durch verschiedene Erneuerungsbewegungen und charismatische Gruppen, die erstens weniger kirchenkritisch eingestellt sind und zweitens nur einen Bruchteil an Geld und Hauptamtlichen beanspruchen.

Und über all diesen Entwicklungen schwebt wie ein Damoklesschwert die totale Bedrohung unserer Existenz: zum einen der atomare Holocaust, zum anderen der Zusammenbruch unserer Umwelt („erst stirbt der Wald, dann der Mensch").

Die Reaktionen vieler (nicht aller!) Jugendlicher sind dementsprechend. Man könnte sie grob in zwei Gruppen einteilen: in jene, die noch den Ehrgeiz aufbringen, die Schule bzw. Lehre möglichst gut, schnell und ohne Scherereien zu absolvieren, sich anzupassen, um unterzukommen, und in jene, die abschalten, die sich mit dem kleinen Glück, mit einem vollen Mopedtank zufriedengeben, das Leben genießen, so lange es noch geht, die meinen: „Es ist eh schon alles wurscht."

Und auch bei vielen von denen, die noch aufstehen, die sich zu wehren versuchen gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse, herrscht in ihren tiefen Schichten oft eine große Resignation. So könnte man die Jugendbewegung der 80er Jahre, die vor allem in der Schweiz stark spürbar wurde, am ehesten als einen Akt der Verzweiflung, als existentiellen Aufschrei aus dem Bauch heraus verstehen. Neben großer Phantasie, für die die etablierte Gesellschaft jedoch kaum einen Sensus hat („Freiheit für Grönland, nieder mit dem Packeis . . ."), kam hier viel Archaisches, Chaotisches hoch, das von tiefen existentiellen Verwundungen und Ängsten Zeugnis gab.

Die einzige relevante Frage angesichts dieser Situation – die die Erwachsenen genauso betrifft, nur von den meisten erfolgreich verdrängt wird – ist wirklich, woher können wir noch Kraft und Hoffnung nehmen, um in einer solchen Welt leben zu können, um diese Welt lebens-wert zu gestalten.

Auf diesem Hintergrund müssen wir die Arbeit in den Jugendzentren betrachten und analysieren. Es ist notwendig sich zu fragen, wieweit unsere Ziele noch stimmen und ob der Weg dorthin der richtige ist. Man könnte das Problem vielleicht so ausdrücken: Unsere Ware ist gut, jedoch es kaufen sie uns immer weniger ab.

Vor allem müssen wir uns fragen, ob wir mit unseren Zielen und Prämissen die Jugendlichen nicht überfordern. So gewann ich in meiner Arbeit als Jugendleiter den Eindruck, daß immer mehr Jugendliche sich scheinbar gar nicht emanzipieren wollen und auf kritisches Bewußtsein, Autonomie und offene Strukturen pfeifen. Lieber wollen sie in Ruhe gelassen und nicht zu viel hinterfragt werden. Die Bedrohtheit unserer Existenz, die Komplexität und Undurchschaubarkeit gesellschaftlicher Strukturen und Mechanismen, der Wegfall absichernder sozialer Werte und Strukturen führt eher dazu, daß Jugendliche wieder einen stärkeren Wunsch nach Führung entwickeln, um so zu der für sie notwendigen Sicherheit in dieser komplizierten, anonymen Welt zu gelangen. Der Ruf nach mehr Autorität wächst nicht nur unter konservativen Pädagogen, sondern auch unter Jugendlichen. Jugendliche sind wieder eher bereit, einem charismatischen Führer zu folgen, der ihnen sagt, was sie tun sollen; manche gehen sogar so weit, z. B. im Rahmen einer Sekte ihre Selbständigkeit ganz aufzugeben und sich vollständig unterzuordnen. Die Frage ist, wie wir in den Jugendzentren dem berechtigten Wunsch vieler Jugendlicher nach Führung entsprechen können und trotzdem Ziele wie Autonomie und Selbstverwirklichung dabei nicht aus dem Auge verlieren.

Gewandelt hat sich auch einiges in bezug auf die drei Säulen der Jugendzentrumsarbeit:

a) *Freizeitanimation* wurde weitgehend von anderen Trägern übernommen, mit denen die Jugendzentren nur schwer konkurrieren können. Außerdem scheint aufgrund des gestiegenen Leistungsdrucks in Schule und

Betrieb das Interesse an Freizeitanimation im Abnehmen. Zumindest läßt sich in fast allen Schülerzentren beobachten, daß der offene Betrieb für „normale" Schüler nur mehr wenig Anziehungskraft besitzt und auch Veranstaltungen wie Filme, Partys etc. von viel weniger Schülern besucht werden als vor zehn Jahren.

b) Der Bereich *Bildung,* der sich stark in kleinen Gruppen abspielt, ist nach wie vor eine wichtige Säule, wenn auch in diesem Punkt eine Wandlung vor sich ging. Jugendliche sind kaum mehr an rein intellektueller Auseinandersetzung interessiert, die Inhalte sind viel hautnäher, existentieller. Interessante Themen sind vor allem Selbsterfahrung, Kommunikation, Friedens- und Glaubensfragen. Überhaupt scheint das Interesse und die Offenheit vieler Jugendlicher für religiöse Fragen im Steigen. Wobei allerdings Religiosität nicht unbedingt konform geht mit Kirchlichkeit.

c) *Aktionen* haben zwar einen etwas höheren Stellenwert bekommen. Teilnehmer an solchen öffentlichen Aktionen sind jedoch in der Regel eine kleine Gruppe hochmotivierter Jugendlicher.

Eine für viele Jugendzentren neue Säule, die derzeit immer stärkeres Gewicht erhält, ist

d) die *Sozialarbeit;* dies sowohl in Form von Beratung, Einzelfallhilfe wie auch in neueren Formen wie streetwork (nachgehende Sozialarbeit). An diesem zum ursprünglichen Konzept vieler Jugendzentren hinzugekommenen Bereich läßt sich deutlich eine Wandlung des Publikums erkennen: Immer mehr „schwierige" Jugendliche, Angehörige von „Randgruppen" drängen in Jugendzentren, und diese sind auch die ersten, die den offenen Betrieb füllen. Dies geht so weit, daß Jugendleiter in Gewissensnot kommen, ob sie nun mit diesen Jugendlichen, die ganz offensichtlich Hilfe brauchen, arbeiten sollen oder ob sie an der dem Konzept entsprechenden und vom Träger gewünschten Zielgruppe festhalten und die „schwierigen" Jugendlichen hinauswerfen sollen.

Nicht übersehen darf man außerdem, daß die Zahl der sogenannten schwierigen Jugendlichen im Steigen ist. Als Folge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Situation zeichnet sich eine in der Öffentlichkeit noch nicht wahrgenommene schleichende „Proletarisierung", eine materielle und psychische Verelendung vieler Jugendlicher ab, die vom System an den Rand gedrängt und ausgestoßen werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf W. Fritschis Einteilung der Jugendlichen nach dem Grad ihrer gesellschaftlichen Anpassung (siehe Tabelle) hinweisen[8]:

[8] *W. Fritschi – H.-R. Wyss,* ausformen statt einschleifen, Zürich 1981, S. 17.

Über-Anpassung ↑

Gruppe 1: (ca. 30%)
Konformistisch-passives Verhalten: Passiv, unreflektiert, unkritisch, konsumorientiert, zufrieden, beruflich angepaßt, gesellschaftspolitisch desinteressiert, geringes Problembewußtsein.

Gruppe 2: (ca. 35%)
Integrativ-aktives Verhalten: Fleißig, angepaßt, schweigsam, Karriere-bewußt, steril-aktiv; akzeptierende Einstellung gegenüber bestehenden Gesellschaftsstrukturen und Werten.

Gruppe 3: (ca. 20%)
Reformistisch-engagiertes Verhalten: Initiativ, kritisch, reformfreudig, engagiert, reflektionsfähig, progressiv, verunsichert; relativ hohe Erwartungs- und Anspruchshaltung.

Gruppe 4: (ca. 5%)
Radikales Verhalten: Engagiert, politisch aktiv, aktionsbezogen, lautstark; aus neomarxistischer Ideologie, Standpunkt der radikalen Gesellschaftsveränderung, hoher Informationsgrad.

Gruppe 5: (ca. 10%)
Exiliertes Verhalten: Individualistisch, emigriert; Suche nach Verinnerlichung; Experimente, neue Lebensformen (z. B. Alternativ-Gemeinschaften, Bürgerinitiativen, religiöse Subkulturgruppen, Wohngemeinschaften). Negative Variante: Delinquenz, Drogenkreise, Kriminellen-Milieu. Flucht; Resignation.

↓ Unter-Anpassung

Wie Fritschi feststellt, geht derzeit eine Abdrängung hin zu den Rändern vor sich, d. h. eine Zunahme der Konformistisch-Passiven sowie der Exilierten.
Und nachdem Jugendzentren Spiegelbilder der gesellschaftlichen Situation der Jugend sind, treten hier auch vermehrt Probleme an die Oberfläche (Arbeitslosigkeit, Passivität, Gewalttätigkeit . . .), die eine Verschiebung der Akzentsetzung in Richtung Sozialarbeit bedingen. Paradoxerweise wird dies dann oft den Jugendleitern vorgeworfen!
Eine Schwierigkeit sehe ich allerdings darin, daß die Verschiebung der Zielgruppe häufig nicht ausdrücklich mit dem Träger abgeklärt wurde, was bei Schwierigkeiten vielfach zu Konflikten zwischen Träger und Jugendleiter führt. So kenne ich Jugendzentren, bei denen beispielsweise der Vereinsvorstand erst nach geraumer Zeit mitbekam, daß im Zentrum eine Reihe von Randgruppen-Jugendlichen verkehren und der Verein im guten Glauben war, einem Schülerzentrum vorzustehen. Daß der Träger in einem solchen Fall dann oft nicht mehr bereit ist, hinter dem Jugendzentrum zu stehen, verwundert mich nicht.
Hier wird überhaupt eine Schwäche mancher Jugendleiter deutlich, nämlich, daß sie ihre Arbeit zu isoliert sehen, sich dabei auf das Jugendhaus beschränken, wodurch einerseits das Jugendzentrum Gefahr läuft, zu einem Getto zu werden, und andererseits die notwendige Rückkoppelung zwischen Jugendzentrum und Kirche/Gesellschaft unterbleibt.
Eine weitere Schwäche bzw. Tendenz unter Jugendleitern sehe ich darin, zu sehr die Gründe für die heutigen Schwierigkeiten in den Zentren bei sich selbst zu suchen, sich dies als persönlichen Mißerfolg zuzuschreiben und dabei die gesellschaftlichen Ursachen zu gering zu bewerten.

Zukunft der Jugendzentren

Nach dieser – sicher unvollständigen – Beschreibung des Ist-Zustands drängt sich natürlich die Frage auf, ob Jugendzentren für die Zukunft der kirchlichen Jugendarbeit noch eine sinnvolle Arbeitsform sind.
Ich meine ja. Aber Jugendzentren sind nur unter bestimmten Bedingungen sinnvoll. Dazu scheint es mir als erstes notwendig, den illusionären Anspruch aufzugeben, wir könnten im kleinen Sozialisationsfeld „außerschulische Jugendarbeit" die gesellschaftliche Entwicklung umgehen, verhindern oder wesentlich verändern. Wenn viele Jugendliche resigniert und passiv sind, weil sie keine Zukunftsperspektive haben, keine individuelle und kollektive Hoffnung sehen, da über uns die Bombe schwebt, um uns die Umwelt stirbt und es für viele keine oder keine sinnvolle Arbeit gibt, kann es in der Jugendarbeit kein Zaubermittel geben, das diesen Strom aufhalten und in eine andere Richtung lenken könnte. Weder die Jugendzentren können ein solches Zaubermittel sein noch irgendeine andere Form der Jugendarbeit. (Viele charismatische Gruppen sind zwar für den Einzelnen oft ein Ausweg, eine Antizipation der heilen Welt, doch meiner Beobachtung nach meist nicht, indem sie eine Kraft entwickeln, diese Welt zu verändern und zu heilen, sondern oft im Sinn einer Verdrängung, einer Flucht aus der Rauhheit dieser Welt.)
Nicht mehr sinnvoll erscheint mir die ursprünglich teilweise gängige Konzeption der allgemeinen Freizeitzentren, die für alle Gruppen von Jugendlichen gleichermaßen da sein wollen und ihren Schwerpunkt auf dem offenen Betrieb haben.
Meiner Erfahrung nach sehe ich mehrere Modelle von Jugendzentren, die Chancen für die Zukunft haben, wobei ich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebe.
a) Gemeinde-Modell
Dieses Modell ist insofern eine Spezialisierung, als es von vornherein nicht alle Jugendlichen anspricht, sondern sich bewußt an religiös Interessierte wendet und hohe Anforderung an die Mitglieder stellt.
Ziel: Bildung einer christlichen Gemeinde.
Arbeitsformen: Gruppen, Aktionen, offener Betrieb nur als Ergänzung für Gruppenmitglieder.
Beispiel: Studentenzentrum Salzburg.
b) Randgruppen-Modell
Hier wird eine noch viel kleinere, genau definierte und abgegrenzte Zielgruppe angesprochen, nämlich eine bestimmte Gruppe von gesellschaftlichen Außenseitern.
Ziel: gezielte Lebens-Hilfe.
Arbeitsformen: relativ geschlossener Club, Beratung, spezifische Projekte bzw. über-

haupt Verzicht auf ein Jugendzentrum, dafür nachgehende Arbeit (streetwork).
Beispiel: Rocker-Arbeit des Jugendzentrums Shanghai Linz.
c) Stadtteilorientiertes Modell
Ansatzpunkt ist ganz bewußt das Quartier, das Wohnviertel der Jugendlichen. Dieser Ansatz ist nur in Wohnvierteln mit einer eigenen Identität bzw. evtl. in Kleinstädten möglich und entspricht noch am ehesten dem traditionellen Jugendzentrums-Konzept.
Ziel: Freizeit- und Bildungsmöglichkeit anbieten, die Probleme des betreffenden Wohnviertels aufgreifen (Gemeinwesenarbeit)
Arbeitsformen: Gruppen, offener Betrieb, Veranstaltungen, Projekte.
Beispiel: Jugendzentrum Harterfeld bei Linz.
Was ist nun das Neue an diesen Modellen?
1) Allen Modellen gemeinsam ist, daß sie gegenüber der ursprünglichen Konzeption eine stärkere Spezialisierung mit sich bringen.
2) Damit ist bereits eine weitere Gemeinsamkeit angedeutet. Ich bin überzeugt, daß Jugendzentren sowohl nach außen als auch nach innen in Zukunft ein klares Gesicht, ein eindeutiges Image haben müssen, damit
a) jene Zielgruppe von Jugendlichen, die erreicht werden soll, sich möglichst deutlich angesprochen fühlt und
b) Jugendliche möglichst klar wissen, was sie sich erwarten können.
Gerade bei der derzeitigen Fülle an Freizeitangeboten scheint es mir notwendig, sich deutlich darzustellen und abzugrenzen, um so den Jugendlichen zu helfen, sich für oder gegen dieses Angebot zu entscheiden. Eine Zeitlang versuchte man eher das Gegenteil zu kultivieren, nämlich sich möglichst offen zu geben, alle Schichten und Gruppen gleichzeitig ansprechen zu wollen, bzw. auch die Tatsache, daß es sich um ein kirchliches Jugendzentrum handelt, zu vertuschen, um niemanden abzuschrecken.
3) Damit ist schon eine weitere Bedingung genannt:
Nämlich die Notwendigkeit, sich für eine bestimmte Zielgruppe zu entscheiden: es ist unmöglich, für alle Jugendlichen in gleicher Weise dazusein. Denn je nach dem, welche Gruppen von Jugendlichen ein Zentrum erreichen will, muß es auch sein Konzept danach richten. Schließlich sind für verschiedene Gruppen bzw. Schichten von Jugendlichen verschiedene Hilfen sowie verschiedene Arbeitsformen erforderlich. Laut Fritschi brauchen:

Konformistisch passive	Animation und Aktivierung
Integrativ-Aktive	kritisches Bewußtsein
Reformistisch-engagierte	Stütze, Wärme und Nähe
Radikale	mitmenschliche Beziehung
Exilierte	Beratung, Therapie[9]

Eine Ausnahme bildet die Stadtteil-orientierte Arbeit. Hier passiert die Abgrenzung nicht nach bestimmten Gruppen oder Schichten, sondern territorial.
4) Eine weitere Prämisse für Jugendzentren ist, daß hauptamtliche Jugendleiter auf keinen Fall ein Ersatz für ehrenamtliche sind. Problematischerweise fand Hand in Hand mit der Professionalisierung mancherorts eine Verdrängung bzw. ein Rückzug von Ehrenamtlichen statt. Dies dürfte zum Beispiel bei einigen Jugendzentren der KSJ Wien mit ein Grund für das Scheitern gewesen sein. Ohne ehrenamtliche Mitarbeiter ist ein Jugendzentrum auf die Dauer nicht überlebensfähig.
5) Die letzte Bedingung scheint mir, daß ein Jugendzentrum unbedingt irgendwo eingebunden sein muß. Dies kann sowohl eine Gliederung sein als auch ein Verein bzw. in manchen Fällen eine Pfarre. Wichtig ist es für den Jugendleiter und für das Zentrum, einen Rückhalt zu haben, sich auf Mitstreiter verlassen zu können, wenn es zu Schwierigkeiten kommt.

[9] *W. Fritschi*, anläßlich der Studientagung der AG kirchlicher Jugendzentren: Jugendzentren in einer Krise?, Puchberg, Oktober 1982.

Literatur:

Jugend & Kirche, Vierteljahreszeitschrift für Jugendarbeit und Jugendseelsorge, 5. Jg., Heft 1–3.
Werner Fritschi, Hans-Rudolf Wyss, ausformen statt einschleifen. Ein Modell für die Berufs- und Persönlichkeitsbildung, Zürich 1981.
Paul M. Zulehner, Einführung in den pastoralen Beruf, München 1977.
Paul M. Zulehner, R. Erhard, R. Kruspel, H. Schmidtmayr, Jugendklubs, Wien 1972.
J. Wiener, H. Erharter (Hrsg.), Jugendpastoral – Aufgabe der gesamten Kirche, Österr. Pastoraltagung 1975, Wien 1976.
C. Arbogast, R. Tippelt, Jugendarbeit, München 1981.